

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Nicaragua

vom 15. Januar bis 25. Februar 2010

## **Nicaragua, Armut auf dem Land**

**– und was der Rest der Welt damit zu tun hat.**

Von Peter Deselaers

Nicaragua, vom 15. Januar bis 25. Februar 2010



# Inhalt

1. Zur Person	48
2. Zur Einführung, ein Selbstgespräch	48
3. Reis, Mais, Bohnen – was die Menschen auf dem Land essen und was nicht	52
4. Dürre, die schleichende Katastrophe	53
4.1 Früher gab es alle 7 Jahre eine Dürre – heute alle zwei Jahre	54
5. Wirtschaftsmodelle auf dem Land	55
6. Ackerbau: Wald schützt Feld	55
7. Ziegen: Mäh statt Migration	57
7.1 Frauen teilen ihr Wissen	58
8. Rinder: Viel Land für wenig Kuh	59
9. Kaffee: Ein Besuch am Anfang der Wertschöpfungskette	60
9.1 Wer bestimmt den Preis für den Kaffee?	61
10. Fairer Kaffee?	63
10.1 Kontrolle über die Wertschöpfungskette	64
10.2 Kaffeemärkte	64
11. Kakao: Die Freunde von Rittersport	65
11.1 Kakaoernte – kleine Portionen das ganze Jahr	66
12. Andere Ideen: zum Beispiel ätherische Öle	67

13. Wirtschaftsmodell Weggehen – Frauen nach Europa, Männer aufs Feld	68
13.1 Die Kinder der Migranten	69
13.2 Die Männer auf den Feldern	70
14. Landwirtschaft frisst Dschungel auf	71
14.1 Die Bauern: Landwirtschaft in der Pufferzone	72
14.2 Colonos – die Siedler: Arme Bauern oder bezahlte Landbesetzer?	73
14.3 Die Ureinwohner: Hüter des Waldes?	75
14.4 Was kriegen die Indígenas für den Schutz des Waldes?	76
14.5 Deutsche Entwicklungshilfe in der Pufferzone	77
14.6 Tanzt das Geld nur um Bosawas herum?	78
15. Was ist eigentlich aus dem Sandinismus geworden?	78
16. Danke!	80

## 1. Zur Person

Peter Deselaers kam im Januar 1980 in Aachen auf die Welt, durfte seine Kindheit und Jugend in Straelen am wunderschönen Niederrhein verbringen. Nach seinem Zivildienst in Mexiko hat er in München und Berlin Soziologie studiert. Seitdem forscht und schreibt er über Lateinamerika. Seine Diplomarbeit hat er über die Folgen der Migration für eine ländliche Region in Mexiko verfasst. Das journalistische Handwerk lernte er parallel zum Studium beim Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp) und anschließend im Volontariat der Deutschen Welle. Er arbeitete als Reporter für die Deutsche Welle und andere öffentlich-rechtliche Sender. Seit Juli 2010 arbeitet er in Bolivien als Entwicklungshelfer für den Deutschen Entwicklungsdienst und die DW-Akademie.

## 2. Zur Einführung, ein Selbstgespräch

Was war die Idee für die Recherche-Reise durch Nicaragua?

Mich hat interessiert, wie die Menschen auf dem Land in Nicaragua leben. Und ich wollte hören, was sie zu den globalen Prozessen sagen, über die in Deutschland oft sehr allgemein gesprochen wird: Migration, Weltmarkt, Entwicklungshilfe, Umweltschutz, Klimawandel. Da geht es oft um globale Prozentzahlen: Wie viele Menschen in der Europäischen Union kommen aus anderen Ländern? Wie stark sind die deutschen Exporte im zweiten Quartal des Jahres angestiegen? Oder: Wie stark steigt die durchschnittliche Erdtemperatur, wenn die Wirtschaft so weiter macht wie bisher? Ich wollte wissen, was das konkret am anderen Ende der Welt – oder am Anfang der Warenkette – bedeutet und ich wollte mit den betroffenen Menschen sprechen. Viele dieser Prozesse werden in Deutschland heftig diskutiert – zum Beispiel die Abholzung des Regenwaldes – aber nur selten kommen dabei die Menschen zu Wort, die in den Ländern des Südens leben, die in den Wald gehen und das Holz schlagen, weil sie sich beispielsweise keinen Gasherd leisten können. Soziologen nennen das Mikroebene – da wollte ich hin. Ich mag Statistik, aber allein ist sie nicht ausreichend, um Globalisierung zu verstehen.

Ziemlich viele Themen. Wie lief da die Recherche ab?

Ich habe zu den großen Themen Orte oder Projekte gesucht. Für das Thema Umweltschutz bin ich zum Beispiel in das Biosphärenreservat Bosawas im Norden von Nicaragua gefahren. Dort habe ich mich dann vor allem auf den Schutz des Regenwaldes konzentriert, aber die anderen Themen spielen

dabei ja auch eine Rolle. Das größte Problem beim Schutz des Urwalds ist, dass die Viehzüchter immer weiter in das Reservat vordringen. Und dabei spielt Welthandel eine wichtige Rolle, denn diese Kühe werden nicht für den lokalen Markt gemästet. Die deutsche Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) arbeitet dort schon seit mehreren Jahren mit dem Umweltministerium zusammen. So kommt dann wieder die internationale Zusammenarbeit ins Szenario.

Außerdem habe ich so eine Art Suche nach dem besten Wirtschaftsmodell für die Kleinbauern betrieben: Lohnt sich die Viehhaltung oder ist es besser Kaffee anzubauen? Dazu habe ich alle möglichen Produzenten und Farmen besucht und immer wieder nach interessanten Projekten gefragt. So bin ich zum Beispiel nach Malpaisillo gekommen, wo eine Frauenkooperative mit Ziegen ziemlich viel erreicht hat. Das war auch der Vorteil des Stipendiums: Ich konnte solchen Spuren einfach folgen, ohne den Druck zu haben nachher drei Minuten Radiobeitrag daraus machen zu müssen. Ich denke aber am Ende setzt sich aus den vielen einzelnen Geschichten ein großes Bild zusammen.

Wie sieht denn das große Bild aus? Wie würden sie das Leben auf dem Land in Nicaragua skizzieren?

Grundsätzlich ist der Alltag von einer enormen wirtschaftlichen Unsicherheit geprägt. Vor allem durch die Launen der Natur und die Preis-Schwankungen auf dem Weltmarkt. Den Lebensunterhalt unter diesen Bedingungen zu verdienen erfordert oft viel unternehmerische Kreativität. Meistens ist es eine Mischung aus Landwirtschaft, Lohnarbeit und Handel. Dabei arbeitet die gesamte Familie mit. Der Vater bestellt das Land zuhause, der Sohn arbeitet auf der Melonenplantage in Costa Rica und die Mutter verkauft Rosquilla-Gebäck in den Überlandbussen. Außerdem ist auf dem Land die Versorgung mit Bildung und Gesundheitsdiensten schwierig. Mit 12 Jahren wechseln die Kinder auf die weiterführende Schule, die findet dann aber in der Regel nur am Wochenende statt, weil die Jugendlichen in der Woche arbeiten müssen. Die Nahrung ist sehr einseitig, besteht oft nur aus Reis, Bohnen und Tortillas.

Was ist das größte Problem für die Menschen auf dem Land?

Ich denke die Unsicherheit. In manchen Dörfern haben die Bauern nicht mehr gesät, weil ihnen das Risiko zu groß war: – entweder die Ernte vertrocknet oder die Preise sind im Keller. Aber oft fehlt auch einfach die Infrastruktur. Auf die Frage, was sie sich wünschen, haben die meisten Menschen geantwortet, dass sie Trinkwasserversorgung wollen, Strom oder eine Schule. Die Kaffeeproduzenten hatten als größten Wunsch einen verlässlichen Abnehmer für den Kaffee.

Was hat das mit Globalisierung zu tun?

Die Familien auf dem Land stehen oft am Anfang oder Ende von globalen Prozessen. Was sie produzieren ist der Anfang von internationalen Produktionsketten: Kaffee, Kakao, Früchte, Rindfleisch. Wie wenig von dem Profit bei den kleinen Produzenten bleibt und wie wenig Kontrolle diese Menschen über ihre Arbeitsbedingungen haben, das hat mich oft erschreckt. Ich habe versucht, der Wertschöpfung beim Kaffee zu folgen: knapp ein Fünftel des Wertes bleibt im Land, dabei ist es der größte Teil der Arbeit, der in Nicaragua gemacht wird.

Außerdem spüren die Kleinbauern globale Prozesse wie den Klimawandel: Dürren sind in Nicaragua in den letzten Jahren immer häufiger geworden. Aber die Menschen haben kaum Möglichkeiten sich an die Veränderungen anzupassen, weil die Technik – zum Beispiel ein Bewässerungssystem – fehlt. Gleichzeitig sind die Anbaumethoden aber auch entscheidend für den Schutz der Regenwälder. Und der ist wichtig für das globale Klima.

Ist der Einfluss des Weltmarkts tatsächlich wahrzunehmen?

Ja, ich finde er ist deutlich. Und auch viele der Menschen mit denen ich gesprochen habe, hatten eine klare Ansicht dazu. Den Zusammenhang zwischen Rinderpreisen und Finanzkrise hat mir ein Rinderzüchter mit knapp 20 Tieren erklärt: Direkt zu Beginn der Wirtschaftskrise sind die Preise für Rinder gefallen, weil die Wirtschaft in den USA ins Stocken geriet. Das Fleisch für Hamburger in den USA kommt oft aus Nicaragua. Die Großhändler erwarten also weniger Absatz im Ausland und kaufen weniger Tiere bei den Bauern – damit fingen die Preise an zu purzeln. Auch für die Kaffeebauern ist es ziemlich deutlich: Der Preis auf dem lokalen Markt wird auf Grundlage des Preises an der Börse in New York berechnet. Solche Preisschwankungen sind für die Familien oft existenziell: Wenn ein Bauer am Anfang des Jahres mehrere hundert Dollar für Rinder ausgibt und dann bekommt er am Ende der Mastzeit nur noch die Hälfte des Kaufpreises zurück, weil in der Zwischenzeit die Preise eingebrochen sind, dann fehlt das Geld für die Schulhefte der Kinder, für den Reis zum Essen oder eine dringende medizinische Behandlung. Bei den meisten Familien mit denen ich gesprochen habe, war nicht viel Spielraum in der Haushaltskasse.

Anders als in Deutschland gibt es auch wenige Puffer zwischen den Familien und den Schwankungen der Weltwirtschaft. Die Familien auf dem Land sind in diese Prozesse oft viel unmittelbarer eingebunden, auch wenn sie weit weg von den Zentren der Weltwirtschaft leben. Die meisten Menschen in Deutschland spüren solche Dinge nicht so stark, weil die Auswirkungen

durch Sozialgesetze, regulierte Arbeitsmärkte und die Wirtschaftspolitik der Regierung abgefedert werden.

Aber der Weltmarkt taucht auch mal ziemlich banal vor den Augen der Touristen auf: In Restaurants gibt es oft die Auswahl, ob man das Steak von nationaler Qualität haben möchte oder – für 50 Cordobas mehr – das saftigere, zartere Stück Fleisch – „calidad de exportación“.

Wo gibt es Chancen?

Ich glaube Nicaragua hat viele Chancen: Es ist ein wunderschönes Land, das viele Touristen anlocken könnte. Eigentlich ist es ein fruchtbares Land, das auch viele Agrarprodukte herstellen kann. Und es gibt auch tolle Ideen: In der Nähe von Siuna gibt es eine Kooperative, die versucht, natürliche Esenzen herzustellen. Dazu werden aus Pfefferpflanzen ätherische Öle destilliert für die Herstellung von Kosmetik und Medikamenten. Das ist eine Idee, die gut in die Umwelt passt und bei der auch die Weiterverarbeitung vor Ort geschehen kann. Ich glaube in solchen Ideen liegt viel Potenzial, aber dazu brauchen die Menschen Unterstützung bei der Finanzierung und der technischen Umsetzung. Der Staat gibt zwar günstige Kredite für solche Projekte, für die technische Unterstützung müssen die Kooperativen dann aber meistens die Nichtregierungsorganisationen oder Entwicklungshelfer fragen.

Kann die Entwicklungszusammenarbeit denn tatsächlich etwas bewirken?

Es gibt kaum ein Dorf ohne ein großes Schild auf dem eine internationale Hilfsorganisation verkündet, was sie dort macht. Ich habe viele Projekte kennen gelernt, die lokal die Lebenssituation der Menschen deutlich verbessern konnten. Aber ich glaube nicht, dass die Entwicklungshilfe die vielen Hindernisse des Landes überwinden und Nicaragua aus der Armut befreien kann – dazu müsste sich auch die Politik des Landes verändern und die internationalen Handelsstrukturen. Das sehen auch die Vertreter der meisten Entwicklungsorganisationen so.

Welches Erlebnis ist am deutlichsten in Erinnerung geblieben?

Spannend fand ich immer die Gespräche bei denen ich nicht nur der Fragesteller war, sondern auch gefragt wurde. Für viele der Kaffeeproduzenten war ich interessant, weil ich ihnen erzählen konnte, wie ihr Kaffee in Deutschland verkauft wird und was für deutsche Kaffeetrinker wichtig ist. Aber am meisten beeindruckt hat mich der Besuch im Biosphärenreservat Bosawas: Dort habe ich gesehen wie schnell diese wundervolle Natur zerstört wird, weil den Menschen ein Wirtschaftsmodell fehlt, das ihnen ein ordentliches Leben ermöglicht ohne die natürlichen Ressourcen zu überfordern.



## Nicaragua und Deutschland in Zahlen

	Nicaragua	Deutschland
Einwohner:	5,7 Millionen	82 Millionen
Anteil der unter 15-Jährigen:	36 Prozent	14 Prozent
Fläche:	121.400 km <sup>2</sup>	348.770 km <sup>2</sup>
Bruttoinlandsprodukt pro Kopf:	2.570 US\$	34.401 US\$
Anteil der Landwirtschaft am BIP:	18 Prozent	1 Prozent
Lebenserwartung:	73 Jahre	80
Ärzte pro 1000 Einwohner:	4	34
Autos pro 1000 Einwohner:	18	565
Schüler pro Lehrer:	31	14
Alphabetenquote:	78 Prozent	99 Prozent
Exporte nach Deutschland:	22,7 Millionen Euro	
Importe aus Deutschland:	18,6 Millionen Euro	

Quelle: Vereinte Nationen (UNDP), Statistisches Bundesamt

### 3. Reis, Mais, Bohnen – was die Menschen auf dem Land essen und was nicht.

Reis, Bohnen, Mais, Zucker, Salz, Öl zum Kochen, Zwiebeln und Seife. Das sind die einzigen Dinge, die viele Familien auf dem Land in Nicaragua regelmäßig konsumieren. Ab und zu kommen Eier dazu, frittierte Bananen oder die Cuajada – ein Bruchkäse, geronnene Milch in Kugelform. Die Cuajada sieht aus wie eine Mozzarella-Kugel und schmeckt je nach Qualität wie ein milder, erfrischender Ziegenkäse oder wie ein nasser Lappen. Fleisch gibt es selten. Das Nationalgericht heißt Gallo Pinto und besteht aus Reis und Bohnen. „Reis und Bohnen haben glücklicherweise eine Kombination aus Protein, Aminosäuren und Kalorien, die den Grundbedarf zum Überleben decken“, sagt Manuel Fandiño. Er ist Direktor der Zeitschrift „enlace“ und berichtet seit mehr als 20 Jahren über das Leben auf dem Land in Nicaragua. „Milch wird kaum getrunken, auch wenn die Familie vielleicht eine Kuh hat. Oft wird Käse und Milch verkauft, um ein kleines Einkommen zu haben.“

Die Ernährung der Menschen auf dem Land ist aber nicht nur einseitig und knapp, die Versorgung mit Lebensmitteln ist auch hochgradig unsicher. Die meisten Haushalte bauen Mais und Bohnen selbst an. Die eingelagerte Ernte ist die Basis ihrer Ernährung für ein ganzes Jahr – oder zumindest bis

zur nächsten Ernte. Einem Bericht der Welternährungsorganisation (FAO) zufolge hat die Trockenheit um den Jahreswechsel 2009/2010 zu einem Verlust von bis zu 60 Prozent der „Granos Basicos“ geführt, deswegen standen 90 Prozent der ländlichen Haushalte ohne Nahrungsreserven da. Gleichzeitig stiegen die Preise für die knappen Nahrungsmittel auf den Märkten. Für die Familien bedeutet das: Es wird seltener und weniger gegessen.

Die Armut beherrscht aber nicht nur die Ernährung sondern auch die Bildung: Die Grundausrüstung für einen Schüler kostet mehr als 20 Euro: Schultasche, Uniform, Hefte, Stifte, Bücher. Dafür müssen die Eltern rund ein Drittel eines durchschnittlichen Monatseinkommens aufbringen. Für Kinder auf dem Land kommen häufig noch die Kosten für die Fahrten zur Schule dazu. Entsprechend ist eine schlechte Ernte oft der Grund für schlechte Bildung. Und schlechte Ernten werden häufiger.

#### **4. Dürre, die schleichende Katastrophe**

In Totogalpa ist die Erde nackt. Auf vielen Hügeln in dem Bezirk im Norden von Nicaragua an der Grenze zu Honduras steht kein Baum, kein Strauch und die Grashalme sind vertrocknet. Geerntet hat fast niemand in diesem Jahr. Auch Neyda Suyapa und ihre Familie nicht. Normalerweise konnte die Familie 30 bis 40 Säcke Mais einlagern. „Jetzt wird es hart für uns, weil wir das alles kaufen müssen.“ Von Januar bis März ist es besonders trocken und heiß. „Die Monate verbringen wir jetzt mit backen.“ Zusammen mit einer Nachbarin macht sie Rosquillas, kleine Teigringe, und Trockenkuchen, um sie in der Nachbarstadt auf dem Markt zu verkaufen. Die 22 Jahre alte Frau verbringt den Nachmittag in der Küche zum Backen und den Morgen im Bus und auf dem Markt mit Verkaufen. Ihr Mann arbeitet auf dem Feld, aber im Moment ist dort auch nicht viel zu tun. Regen ist nicht in Sicht. Viele der Nachbarn sind auf den Plantagen in Honduras, Costa Rica und El Salvador oder pflücken Kaffee im Hochland.

Edwin Lopez Soto, der Beauftragte des Bürgermeisters für die ländliche Entwicklung, schätzt, dass mehr als 90 Prozent der Ernte vertrocknet sind. „Das betrifft auf dem Land alle Familien und viele haben kein Geld, um sich Essen zu kaufen. Wir haben hier ein Problem der Ernährungssicherheit.“ Die Regierung werde den ärmsten Familien mit Lebensmittellieferungen helfen, verkündet er: 80 Prozent der verlorenen Ernte würden ersetzt werden. Die Lokalregierung in Totogalpa gehört zur FSLN von Daniel Ortega. Und die Dürre ist in Nicaragua politisch geworden, seit die nationalen Tageszeitungen das Thema unter der Überschrift „Hungersnot bedroht den Norden“ auf die Titelseite gebracht haben. Neyda Suyapa

sieht es nicht so dramatisch: „Wenn man arbeitet, dann wird man hier zwar nicht reich, aber man verhungert auch nicht.“ Sie sagt aber auch: Viele ihrer Nachbarn machen nur einmal am Tag Feuer in der Küche. Was gibt es denn in ihrer Familie zu essen? „Reis, Bohnen, Tortilla.“ Gemüse gibt es so gut wie nicht, lediglich Bananen und Tomaten gebe es ab und zu. Das Leben sei eben hart.

Neyda Suyapa blickt auf ihre beiden Töchter. Die 5-jährige Tania und ihre 3 Jahre alte Schwester Luisa spielen im Hof mit dem ausgemergelten Hund: „Manchmal, wenn ich sehe, was die Kinder alles brauchen, dann denke ich schon darüber nach, ob ich nicht auswandern sollte.“

#### **4.1 Früher gab es alle 7 Jahre eine Dürre – heute alle zwei Jahre**

„Die Dürre trifft genau die ärmsten der Bevölkerung, die von der Subsistenzlandwirtschaft leben“, sagt Jürgen Schmitz, der Leiter der Deutschen Welthungerhilfe in Nicaragua. Er schätzt, dass der Schaden, der durch eine Dürre entsteht ungefähr ein Drittel von dem beträgt, was ein starker Hurrikan wie Mitch (1998) verursacht. Solch ein Wirbelsturm zieht aber nur alle 30 Jahre über das Land. Die Dürren kommen immer häufiger. Den Grund sieht Schmitz im Klimawandel, teils global bedingt, teils lokal verursacht: „Die Dürren sind eigentlich im Rahmen dieses Klimaphänomens El Niño alle 7 Jahre im Schnitt in Lateinamerika aufgetreten, jetzt kommen sie im Rhythmus von ein bis zwei Jahren wieder.“

In Totogalpa, sagt Lopez, seien vor 30 Jahren noch 1.500 mm Regen im Jahr gefallen, heute sei es nur noch die Hälfte. Vor allem die Abholzung sei daran schuld. Misael Senteno, ein junger Landwirt, der in der Nähe von Totogalpa arbeitet, erinnert sich: „Als ich 5 Jahre alt war, gab es in den Bergen viel Wald, es gab Tiere und Vögel. Es war wunderschön. Und heute, 15 Jahre später, da ist es fast eine Wüste, es gibt kaum noch Bäume.“ Früher hätten die Bauern dreimal im Jahr geerntet, jetzt gerade noch einmal im Jahr. Die Abholzung habe die Menschen in die Armut getrieben.

Deswegen will die Regierung das Fällen von Bäumen nun strenger bestrafen und an den Quellen soll aufgeforstet werden, verspricht der Entwicklungsbeauftragte Lopez.

Aber nicht nur die Trockenheit ist ein Problem: In Nicaragua fallen in manchmal 6 bis 7 Stunden 200 Liter Wasser auf einen Quadratmeter. Das sei ein Viertel des Jahresniederschlags in Deutschland. „Wenn das auf einen Boden fällt, wo keine Vegetation ist, weil er abgerodet wurde, um Weideflächen zu schaffen, dann spült das Wasser den fruchtbaren Boden weg“, erläutert Schmitz. Aber auch das Wasser ist für die landwirtschaftliche Nut-

zung verloren: Es läuft oberflächlich ab, sammelt sich in den Flüssen und fließt ins Meer.

„Der Klimawandel lässt sich ja nicht mehr stoppen“, sagt Schmitz. Deswegen müssen sich die Kleinbauern anpassen.

## 5. Wirtschaftsmodelle auf dem Land

Ich wollte mich nicht auf die Suche begeben nach dem ärmsten Menschen von Nicaragua, deswegen habe ich die Suche nach der Lösung in den Mittelpunkt meiner Recherche gestellt.

Die meisten Familien konzentrieren ihre Arbeit auf ein Hauptprodukt, das auch Einkommen in Form von Geld schafft – nicht selten sind das Exportgüter wie Kaffee, Rindfleisch oder Kakao. Die „Granos Basicos“ (Mais und Bohnen) werden in der Regel selbst angebaut und vor allem auch selbst konsumiert. Manchmal wird auch der Reis selbst angebaut, in den Bergdörfern, wo es das Klima zulässt, haben die meisten Häuser außerdem Obstbäume. Meist haben die Familien auch einige Tiere – 1 Schwein, 3 Kühe, 8 Hühner so ungefähr sah es bei den meisten Familien aus. Die Tiere werden aber nicht unbedingt zum eigenen Verzehr gehalten, sondern sind eine Mischung aus Einkommensquelle und sozialer Absicherung. Bei größerem Geldbedarf können sie nämlich meist schnell und einfach verkauft werden.

Von den Agrarexperten habe ich immer wieder gehört: „Der diversifizierte Kleinbauer ist der beste Kleinbauer.“ Denn je vielfältiger ein Hof sich betätigt, desto besser ist er abgesichert, wenn etwas schief geht. Gibt es eine Missernte wegen einer Plage oder Trockenheit, können die Familien mit den Einkünften aus der Viehhaltung bis zur nächsten Ernte überleben. Das Problem ist, dass die meisten Familien wenig Luft haben, deswegen wird es eigentlich immer existenziell bedrohlich, wenn irgendetwas schief geht.

Das Risiko der Familien hat zwei große Ursachen: das Wetter und die Preise. Das Wetter kann die Ernte zerstören, die Preise können die schmalen Gewinnmargen zunichte machen oder sogar umkehren.

## 6. Ackerbau: Wald schützt Feld

In San Juan Limay ist es schwierig zu unterscheiden, ob es sich um ein ausgetrocknetes Flussbett oder eine Schotterstraße handelt. Wasser ist nämlich im Januar nur an wenigen Stellen in den Flüssen.

Der Fluss neben der Finca von Octavio Rosales führt noch ein wenig Wasser, es fällt allerdings kaum auf in dem fast 20 Meter breiten Flussbett. Die

Finca von Don Octavio ist eine grüne, kühle Oase. Knapp 3 Hektar Land, auf der Hälfte steht Wald, den er pflegt statt ihn abzuholzen. Doch an der Grenze seines Grundstücks wechselt die Farbe der Landschaft sofort von grün nach hellbraun.

Don Octavio deutet auf den nächsten Hügel. Der ist vollkommen kahl. „Da war mal Wald, aber die Leute haben die Bäume umgehauen, um dort ihr Vieh zu weiden.“ Fast alle Bäume rund um das Dorf sind gefällt. „Das merken wir jetzt, es ist windig hier in San Juan Limay.“ Außerdem sei der Grundwasserspiegel abgesunken, viele Brunnen haben überhaupt kein Wasser mehr in der Trockenzeit. Don Octavio musste wegen des Waldes und der Nähe zum Fluss nur einen Meter tief graben.

„Der Wald schützt die Felder auch vor dem Wind“, sagt er. Außerdem hat er Gräserhecken zwischen den einzelnen Parzellen gepflanzt. So knicken die Pflanzen nicht um und er braucht auch weniger Wasser. Denn die Luftzirkulation transportiert die Feuchtigkeit weg.

In San Juan de Limay hat die Welthungerhilfe zwischen 2002 und 2005 eine Kleinbauern-Kooperative dabei unterstützt, ihre Fincas für die Trockenheit zu rüsten. Octavio Rosales hat seit dem eine Anlage zur Tröpfchenbewässerung mit einer Pumpe und einem Wassertank.

Die Haupteinnahmequelle für Don Octavio sind die Wassermelonen, gut ein Drittel seiner Felder hat er damit bepflanzt. Vom Wassertank schlängeln sich schwarze Schläuche durch die hellgrünen Blätter. Alle paar Meter haben sie ein kleines Ventil aus dem es tröpfelt. Durch die Tröpfchenbewässerung spart er Wasser und damit Benzin für die Pumpe. „Der Treibstoff ist das Teuerste hier.“ Eine Gallone, knapp vier Liter, braucht er am Tag, um die Pumpe neben seinem Brunnen zu betreiben. Eine Gallone kostet 2,50 Euro, damit pumpt er etwa 4 Stunden lang Wasser auf seine Felder. Die Pumpe steht neben dem Brunnen, einem Loch im Boden, ein Meter breit und gut einen Meter tief.

Die Schläuche kann er aber auch durch die Tomaten- und die Paprikasträucher legen, die er angepflanzt hat. Oder zu den Gurken. Das kleine Maisfeld bekommt Wasser mit einer Sprengelanlage und die Obstbäume werden direkt mit dem Schlauch gegossen. Er hat Zitronen, Bananen, Papayas, Mangos und Maracujas. Fast einen Euro bekommt er für das Dutzend. „Aber die sind auch gut für meine Kinder, um Limonade zu machen.“ Im Wald hat er auch probeweise ein paar Kaffeesträucher gepflanzt.

Bevor er das Bewässerungssystem hatte, konnte er nur einmal im Jahr sähen – im Winter, wenn es Regen gab. „Das war aber immer ein Risiko, manchmal ging es gut, aber oft nicht“, sagt Don Octavio. Und in den vergangenen Jahren wurden auch die Wintermonate immer trockener: „Das Wetter ist irgendwie kaputt.“

Die Welthungerhilfe hat das Projekt in San Juan Limay abgeschlossen. Mit einer halben Million Euro wurden gut 80 Anlagen gebaut wie bei Don Octavio, außerdem wurden die Landwirte geschult in der Vermarktung, im Umgang mit verbessertem Saatgut und Bewässerungstechnik. Nicht alle Bauern benutzen noch die Pumpen und Brunnen, aber der Vorsitzende der Kooperative schätzt, dass zumindest noch 60 Anlagen in Betrieb seien. Die Hälfte der Investition mussten die Familien selbst aufbringen: „Eine Herausforderung für die Kleinbauern war die Umstellung von der traditionellen Verhaltensweise auf kleinbetriebliches Haushalten“, sagt Schmitz. Also statt mit wenig Risiko und wenig Gewinn anzubauen, mehr Geld zu investieren, und damit einen größeren Profit zu erwirtschaften.

Don Octavio schafft nun bis zu drei Ernten im Jahr. Er muss mehr investieren, in Saatgut, in Benzin und in Dünger. Den größten Teil seiner Einnahmen steckt er wieder in die nächste Ernte: „Es bleibt nicht viel, aber es reicht. Wir haben genug zu essen. Zumindest solange ich genug Geld habe, um den Treibstoff für die Bewässerungsanlage zu kaufen.“

## 7. Ziegen: Mäh statt Migration

„Vor drei Jahren war hier noch nichts, nur das Haus“, sagt Berna Carintia Gómez Argeñal. Jetzt steht hinter dem Haus ein Ziegenstall mit fast 30 Ziegen und in einer kleinen Oase daneben wachsen Bananen, Papayas und andere Früchte. Ihre Kinder trinken Milch, die Familie isst regelmäßig Fleisch und Gemüse – und Berna hat ein Einkommen. All das ist in der trockenen Gegend von Malpaisillo nicht selbstverständlich. Zwei Dinge haben das Leben der Familie verändert: die Ziegen und der Wassertank.

Im Landkreis Malpaisillo ist es staubig und heiß. In der Trockenzeit von Januar bis April, sind die Felder verdorrt. Der Geländewagen, der nach San Ildefonso Norte fährt, wirbelt eine große Staubwolke hinter sich auf. Bis Mai, wenn es wieder regnet, wächst so gut wie nichts mehr. Der Sommer ist für viele Menschen ein Grund sich Sorgen um die Ernährung der Familie zu machen.

Vor drei Jahren hatte Berna weder Interesse für Ziegen noch für andere Tiere: „Aber jetzt weiß ich, wie sehr uns die Ziegen helfen.“ Früher sei die Situation der Familie schwierig gewesen. „Die Milch mussten wir kaufen, das müssen wir jetzt nicht mehr. Und wir haben auch Fleisch und mehr Geld als vorher.“ Zweimal im Jahr kriegen die Ziegen Junge, nach sieben Monaten bekommt sie dann fast 20 Euro für ein Tier, das geschlachtet wird. Zuchttiere bringen sogar noch mehr. Im vergangenen Jahr hat sie mit dem Verkauf von Ziegen 7.800 Córdoba (270 Euro) verdient. „Ich spare sogar Geld. Und ich kann mir auch mal Kleidung kaufen. Und wenn mei-

ne Kinder, ich oder mein Mann krank sind, dann können wir uns Medikamente leisten.“

Die Milch verkauft sie für 6 Córdobas pro Liter, vor allem muss sie aber weder Milch noch Cuajada, den Bruchkäse, kaufen. „Drei Liter Milch geben die Ziegen am Tag, manchmal auch vier Liter, und wenn ich sie gut füttere geben sie das Doppelte.“

Die Ziegen hat Berna von der Organisation Xochilt Acalt bekommen; diese Nichtregierungsorganisation (NRO) konzentriert ihre Arbeit auf die Frauen im Landkreis Malpaisillo. Vor 26 Jahren haben sie das Ziegen-Projekt eingeführt. „Ziegen und Schafe sind am rentabelsten, Kühe lohnen sich nicht“, sagt die Leiterin der Organisation Mertxe Brosa. Die Ziegen sind ein wichtiger Baustein für die Ernährungssicherheit der Familien. Denn mit dem Einkommen von den Ziegen können sie die Dürremonate überbrücken. Die meisten Familien bauen Mais und Bohnen für den eigenen Bedarf an. Berna und ihr Mann Elvis beispielsweise haben auf knapp zwei Hektar Mais und Bohnen gepflanzt, außerdem Sorghum: „Das lagern wir für den Sommer, für uns und die Ziegen.“

Und dann ist da noch die kleine Oase im Garten. Oben an einer Palme hängen Bananen, außerdem gibt es Papayas, einen Mangobaum und Gemüsebeete. Doch das geht nur, weil die Pflanzen regelmäßig Wasser bekommen – auch in der Trockenzeit. Das Wasser kommt aus einem großen Tank der mehrere hundert Liter Wasser speichert – eine weitere Investition mit Hilfe von Xochilt Acalt. Denn Wasser kommt nur alle drei Tage durch eine dünne Leitung aus den Bergen nach San Ildefonso Norte. „Früher hatte ich nur zwei Fässer um Wasser zu speichern, das reichte kaum drei Tage lang. Jetzt habe ich jederzeit Wasser – bis zu 10 Tage reicht der Tank“, sagt Berna Gómez.

## 7.1 Frauen teilen ihr Wissen

Xochilt Acalt investiert aber nur in Infrastruktur wie Ställe und Wassertanks, wenn das Grundstück der Frau gehört – nicht dem Mann. Sie helfen auch dabei die Besitzurkunden zu beschaffen. Berna hat das Stück Land von ihrem Schwiegervater bekommen. „Frauen teilen ihr Wissen, Männer behalten es eher für sich. Und das Wissen ist der Motor der Entwicklung“, sagt Mertxe Brosa. Das Geld für die Arbeit von Xochilt Acalt kommt zu großen Teilen aus dem Baskenland in Spanien, außerdem gibt es ein paar Projekte mit Geld aus Deutschland und Italien.

Auf einem alten Pick-Up neben dem Haus von Berna Gómez sitzt ein Hahn und kräht laut. Er flattert mit den Flügeln und plustert sich auf. Bald wird er das allerdings hinter einem Maschendraht tun, den ebenfalls Xochilt



Acalt spendiert hat. Die Rolle mit dem Draht liegt schon bereit. Nächste Woche will Berna den Hühnerstall mit ihrem Mann bauen: „Wenn die Hühner frei rumlaufen, dann legen sie ihre Eier überall hin – zwischen die Bäume oder unter die Sträucher. Und ich muss sie dann suchen, aber manchmal ist der Hund oder das Schwein auch schneller.“ Und manchmal ist auch die Katze oder ein Kojote schneller als das Huhn. In der ökonomischen Analyse von Xochilt Acalt ist das der Grund für das Projekt Hühnerstall: „Die Leute haben ihre Hühner immer verloren“, sagt Mertxe Brosa – ohne einen richtigen Stall lohnt sich Hühnerhaltung nicht.

Xochilt Acalt hilft den Frauen sich auch in Kooperativen zu organisieren, so haben die Frauen mittlerweile sogar eine eigene Schlachtereier. Und sie werden regelmäßig geschult: Berna Gómez hat am morgen zum Beispiel in einem Workshop mit anderen Frauen gelernt, was sie bei der Zucht der Ziegen beachten muss. Welche Tiere sollte man besser verkaufen? Wann ist es sinnvoll ein Tier von einer anderen Produzentin zu kaufen? Wie lange müssen die kleinen Ziegen von ihrer Mutter gestillt werden?

Berna hat außerdem einen Kurs in Veterinärmedizin absolviert und impft nun alle sechs Monate die Tiere in ihrer Nachbarschaft. Bald will sie noch eine Ausbildung in Tierchirurgie machen. Die Ziegen sind dabei auch ihr Studienfond, wenn sie etwas braucht, wird eine Ziege verkauft. „Ich sage auch meinen Kindern immer, kümmert Euch mit Liebe um die Tiere, das ist Eure Zukunft. Denn von diesen Ziegen kommt das Geld für Euer Studium.“

Viele ihrer Nachbarn würden nach Costa Rica gehen, weil Nicaragua so ein armes Land sei, sagt Berna. „Aber ich habe meine Tiere: Mit dem was ich und mein Mann hier produzieren, fehlt mir nichts. Ich will nirgendwohin auswandern, mir reicht das, was ich hier habe.“

## **8. Rinder: Viel Land für wenig Kuh**

Seine Kühe überlässt Don Antonio Vindell fast vollständig sich selbst. „Wir melken nur“, sagt er. Für die Gesundheit der Tiere wird nur das Nötigste gemacht. „Sie ernähren sich selbst und pflanzen sich natürlich fort.“ 16 Kühe wurden an diesem Tag auf seinem Hof gemolken, sie haben insgesamt 30 Liter Milch gegeben. So viel wie eine einzelne Milchkuh in Deutschland. Bei den Kühen von Don Antonio stehen die einzelnen Rippen unter dem Fell hervor, die Euter sind klein. Für die Milch bekommt er rund 15 Cent in der Regenzeit, in der Trockenzeit das Doppelte. Also 5 Euro am Tag, wenn der Preis hoch ist. Meistens verkauft er seine Milch an einen Mann im Dorf, der daraus Käse macht und den in der Gegend verkauft.



Die Kühe seien aber auch keine reinen Milchkühe: „Für die Milchproduktion sind sie in Ordnung, aber das Fleisch ist auch gut.“

Allerdings wurde der Preis, den die Schlachthöfe für Rinder zahlen mit der globalen Wirtschaftskrise halbiert. „Wir spüren jetzt, dass die Fleischexporte zurück gegangen sind“, sagt Antonio. „Wenn die Preise so abstürzen, dann wissen wir nicht, wie wir unsere Kosten decken sollten.“ Aber im Moment beziehen die großen Schlachthöfe, die den Handel kontrollieren, die Rinder vor allem von den Großhändlern.

„Unsere Viehhaltung ist ein wenig veraltet“, sagt Antonio. Im Schnitt steht auf einem Hektar Weidefläche eine Kuh. Mit Kraftfutter oder Silage wird kaum gearbeitet. Deswegen will Don Antonio nun eine kleine Fabrik für Kraftfutter im Dorf aufbauen.

Verglichen mit dem Ackerbau, hält Don Antonio die Rinderzucht für rentabler, zumindest, wenn die Preise für die Schlachtrinder wieder steigen: „Ich denke, dass die Preise wieder hoch gehen, wenn die weltweite Krise vorbei ist.“

## **9. Kaffee: Ein Besuch am Anfang der Wertschöpfungskette**

Die Hänge an denen der Kaffee von Don Pascual wächst, sind ziemlich steil. Der feuchte Boden ist rutschig. Fast die gesamte Familie hat sich Gummistiefel angezogen und klettert gerade zwischen den Sträuchern umher, pflückt die letzten roten Kaffee-Kirschen von den Ästen. Auch zwei Kinder haben sich die Erntekörbe um die Hüfte geschnallt und helfen. „Jetzt sind Ferien“, sagt Don Pascual. Wenn keine Schule ist, dann helfen die älteren Kinder mit. „Mit der Hand geht es am einfachsten“, sagt Noemi, die 25-jährige Tochter von Don Pascual. In wenigen Sekunden pflückt sie die verbliebenen 20 bis 30 Früchte vom Strauch und dreht sich zum nächsten. Wenn Don Pascual Arbeiter einstellt, zahlt er für das Pflücken von einem 20-Liter-Eimer Kaffeekirschen etwas mehr als 20 Cordobas, am Ende der Saison auch mal 25 Cordobas (0,90 Euro). Bis zu 12 Arbeiter braucht er wenn viele Kaffeekirschen reif sind.

Zwischen November und Februar, wenn in Nicaragua der Kaffee geerntet wird, dann ist die Hälfte der Arbeiter des Landes damit beschäftigt, den Kaffee zu pflücken, zu verarbeiten und zu transportieren. In der Ernte 2009/2010 wurden der staatlichen Statistik zufolge mehr als 1,9 Millionen Säcke Kaffee geerntet – das entspricht grob einem Fünftel des jährlichen Kaffeekonsums in Deutschland.

Don Pascual lebt mit seiner Frau und den acht Kindern in einer Holzütte. Im Inneren stehen kaum Möbel. Das Bett ist ein Holzgestell ohne Matratze, die Latrine ist ein Verschlag im Garten. Daneben hängt die Wäsche zum Trocknen im Wind. Einige Meter weiter, an einem kleinen Bach hat er die

Anlagen für die Verarbeitung des Kaffees. Nach dem Pflücken werden die Kerne – die eigentlichen Kaffeebohnen – aus dem Fruchtfleisch, der Pulpa, geschält. Eimerweise schüttet Don Pascual den Kaffee in eine Art Mühle, die Kurbel wird von Hand betätigt – das Fruchtfleisch fällt auf den Boden, die Kaffeebohnen in eine Wanne. Dort fermentieren die Bohnen über Nacht, dann werden sie gewaschen. Um einen Sack Kaffee von den Resten der Pulpa zu befreien, rauschen mehrere hundert Liter Wasser durch die Wanne. Und mit der Fläche, die Don Pascual hat, produziert er wenn es gut läuft mehr als 200 Säcke Kaffee in einer Saison. Er hat etwas mehr als 5 Hektar Anbaufläche, 7 „Manzanas“ wie die Landwirte in Nicaragua sagen. Eine Manzana ist etwa so groß wie ein Fußballfeld.

An den Hängen stehen die Kaffeesträucher mit etwa einem halben Meter Abstand zwischen ein paar Bananenstauden. Eine Kaffeepflanze trägt etwa 8 Jahre lang Früchte, dann muss man neue Pflanzen setzen. „Das kostet mehr als 1.000 Dollar pro Manzana“, sagt er. Eine große Investition, die er nicht ohne die Unterstützung der Kooperative stemmen könnte. Mit Hilfe der Nichtregierungsorganisation „La Cuculmeca“ hat die Kooperative einen Kreditfonds eingerichtet. Die Bauern bekommen einen Kredit, den sie mit Bargeld oder Kaffee abbezahlen können. Ohne diese solidarischen Fonds, bei denen die Zinsen rund 10 Prozent niedriger sind, ist der Kaffeeanbau nicht zu finanzieren. Fast jeder Kaffeebauer kann die Geschichte von einem Nachbarn erzählen, der sich bei einer Bank verschuldet hat und am Ende seine ganze Finca verloren hat, weil er die Zinsen nicht mit seinen Einnahmen bedienen konnte.

Die Organisation Cuculmeca stellt den Kooperativen auch technische Berater zur Verfügung. Manchmal sind es einfache Veränderungen, die sie anstoßen: Früher hat Don Pascual die Pulpa einfach aufgehäuft und sie ist vergammelt oder sie wurde in den Bach geschüttet. Die Abfälle der Kaffeeproduktion sind aber sehr zuckerhaltig und schaden dem Wasser. Jetzt verteilt er das Fruchtfleisch auf den Hängen. „Das tötet die Plagen und düngt die Pflanzen, es verbessert auch den Boden und die Bäume bekommen dichtere Blätter.“ So habe er auch mehr geerntet, sagt er.

Seine Kooperative „Flor Número 1“ (Blume Nummer Eins) wird von dem Agraringenieur Oscar Aráuz betreut: „Das größte Problem für die Produzenten ist die Vermarktung. Sie haben hier eine sehr gute Qualität, aber der Preis ist immer der gleiche, Qualität spielt dabei keine Rolle.“

## 9.1 Wer bestimmt den Preis für den Kaffee?

Der normale Weg der Vermarktung führt von den Kaffeebauern zu drei bis vier großen Zwischenhändlern: Die Bauern ernten die Kaffeekirschen,

befreien sie vom Fruchtfleisch und lassen sie dann ein paar Tage trocknen. Sobald sie dann transportiert werden können, bringen sie die Säcke zu den Sammelstationen oder auf die großen Umschlagplätze: Jinotega und das etwas niedriger gelegene Matagalpa. Den Preis auf dem Markt bestimmen die Großhändler. Die meisten nehmen den Preis zu dem der Kaffee an dem Tag in New York gehandelt wird, und dann ziehen sie Pauschalen ab für den Transport, die Lagerung oder die Ausfuhrgebühren.

Die Qualität spielt nur dann eine Rolle, wenn man die Bohnen direkt an eine Rösterei verkauft. Immer wieder kommen Vertreter von Röstereien, Eine-Welt-Läden oder Feinkostimporteuren bei den Kleinbauern vorbei, sie probieren den Kaffee, nehmen Proben und verhandeln über Preise und Konditionen. In dieser Woche ist eine Delegation aus Asien unterwegs bei den Kaffeekooperativen. Für Don Pascual wäre ein dauerhafter Abnehmer, der einen ordentlichen Preis zahlt, ein großer Schritt nach vorn.

Denn im Moment hat er am Ende der Saison gerade genug verdient, um seine Kosten zu decken: „Gewinn mache ich nicht. Ich verkaufe den Kaffee, um das zu bezahlen, was ich meinen Arbeitern schulde und den Rest stecke ich in die nächste Saison.“

Als er hört, was ein Pfund Kaffee in einem deutschen Supermarkt kostet, zieht er die Mundwinkel nach unten. „Wir arbeiten Tag und Nacht um den Kaffee zu ernten und die großen Firmen behalten den Profit.“

Preis für ein Pfund Kaffee  
in den Produktionsschritten  
in Euro

	<b>Preis (Summe)</b>	<b>Preis (einzeln)</b>	<b>Prozent</b>
Pflücken	0,13	0,13	3 %
Produzent	0,42	0,29	6 %
Trockenverarbeitung	0,94	0,52	12 %
Export:			
Rösterei/Handel	3,10	2,16	48 %
Kaffeesteuer	4,19	1,09	24 %
Mehrwertsteuer	4,50	0,31	7 %

Die Zahlen beziehen sich jeweils auf die Arbeit oder die Kaffeekirschen, die für ein Pfund Kaffee notwendig sind. Beim Pflücken also beispielsweise, wie viel der Pflücker bekommt, um die Kaffeekirschen zu pflücken, die für

ein Pfund gerösteten Kaffee gebraucht werden. Die Zahlen basieren auf den Preisen, die mir die Kaffeeproduzenten genannt haben – der Punkt Rösterei/Handel beinhaltet auch die Kosten des Einzelhandels und ist die Differenz zu einem typischen Preis für Kaffee in einem deutschen Supermarkt.

## 10. Fairer Kaffee?

Der faire Handel (Fair Trade) hat den Anspruch mit diesem Muster zu brechen, der Profit soll vor allem bei den Produzenten bleiben. Der zentrale Mechanismus dafür ist die Preisgestaltung. Das Prinzip von Fair Trade: Die Kleinbauern/Kooperativen bekommen für den Kaffee immer einen Bonus auf den Weltmarktpreis und niemals unter einem bestimmten Wert (meist etwa 130 US-Dollar pro Sack Kaffee). Die Kooperativen lassen sich von einem internationalen Kontrolleur für ihre Arbeitsbedingungen zertifizieren und werben damit, dass ihr Kaffee fair produziert und gehandelt wird.

Für den Agrar-Experten Manuel Fandiño ist der „mercado justo“ weder ein Markt noch ist er fair: „Der Unterschied ist minimal, damit verändert sich das Leben nicht und es erlaubt den Kleinbauern auch nicht, Eigenkapital aufzubauen, um zu investieren.“ Die Direktorin der Kooperative Soppexcca, Fatima Ismael, sieht das anders: „Es geht nicht nur um den Preis.“ Für sie steht die Frage im Mittelpunkt, wie viel der Wertschöpfungskette die Produzenten kontrollieren können. Soppexcca ist der Zusammenschluss von mehreren Kooperativen mit insgesamt rund 650 Produzenten zu einem großen Verband, in Nicaragua sind sie der größte Anbieter von fair gehandeltem Kaffee.

„Wir als kleine Produzenten müssen uns organisieren, sonst sind wir den Mittelsmännern ausgeliefert und bleiben in der Armut hängen. Aber wenn wir uns organisieren, dann können wir direkt mit den europäischen Käufern verhandeln“, sagt der Kaffeebauer Gustavo Telavera. Der 54-Jährige gehört zu den Gründungsmitgliedern von Soppexcca. Für ihn habe sich der Faire Handel gelohnt, sagt er. Seine acht Kinder können auf die Universität gehen, er konnte Land kaufen und seine Finca auf ökologische Produktion umstellen. Und den Kaffee verkauft er nun im Schnitt für 170 US-Dollar pro Sack – deutlich teurer als der durchschnittliche Preis auf dem Weltmarkt.

Der Kaffee ist zertifiziert als ökologisch und fair angebaut. „Jedes Jahr kommt ein Kontrolleur und wir müssen das bezahlen“, sagt Telavera. 2.500 Euro kostet das Siegel, dazu kommen noch indirekte Kosten für die Kontrolleure, die ebenfalls von der Kooperative getragen werden müssen. „Aber es lohnt sich, meiner Familie geht es besser.“ Den Zahlen der Soppexcca-Buchhaltung zufolge, verdienen die Kleinbauern im Schnitt 10 US-Dollar pro Sack mehr.

## 10.1 Kontrolle über die Wertschöpfungskette

Anders als die meisten ihrer Kollegen, verkaufen die Soppexcca-Produzenten ihren Kaffee nicht kurz nach der Ernte an eine große Firma. „Wir haben jetzt die gesamte Wertschöpfungskette unter Kontrolle, von der Produktion bis zum Export oder zum Endverbraucher“, sagt Direktorin Ismael. Das bedeutet, die Produzenten sind nicht den Bedingungen der großen Firmen ausgeliefert, sie können auf Produktionsmethoden, Qualität und Vermarktung Einfluss nehmen – denn Soppexcca wird über demokratische Strukturen von den Mitgliedern der Kooperativen kontrolliert.

In der Nähe von Matagalpa hat Soppexcca einen eigenen „beneficio seco“, die Trockenverarbeitung des Kaffees, und eine kleine Rösterei. Fast eine Million US-Dollar Investitionen stecken in dem Komplex mit einer riesigen Lagerhalle und großen Flächen wo die Bohnen getrocknet werden. Dort arbeiten vor allem Frauen. Auch den Transport organisiert Soppexcca mittlerweile selbst mit eigenen Lastwagen. Für viele Produkte ist der Weg über die oft schlechten Straßen ein teures und riskantes Nadelöhr. Wenn der Sack Kaffee auf dem Dach eines Busses drei Stunden neben Benzinkanistern liegt, dann begleitet das Benzinaroma den Geschmack der Bohne bis in die Kaffeetasse.

## 10.2 Kaffeemärkte

Der größte Teil des Kaffees der exportiert wird, kommt als Rohkaffee in den Container. Nur ein kleiner Teil wird geröstet verschifft. Soppexcca beliefert neben den Fair-Trade-Handelsketten aber auch den konventionellen Markt: „Der faire Handel kann auch nicht alles aufnehmen, was unsere kleinen Produzenten herstellen. Das braucht noch ein wenig Anstrengung, damit der Kaffee mit dem Fair-Trade-Siegel einen größeren Marktanteil hat.“ Außerdem gibt es noch einige Spezialitäten: Kaffee, der ausschließlich von Frauen produziert wird zum Beispiel.

International – also in den Supermärkten in Straelen am Niederrhein oder in Los Angeles – muss Soppexcca mit den großen, internationalen Röstern mithalten: Starbucks, Tchibo oder Nestlé. Und die haben einen klaren Vorteil beim Preis: Sie kaufen verschiedene Kaffees ein, teure und billige – aus Afrika, Asien und Lateinamerika. Die verschiedenen Sorten mischen sie dann und können so den Preis drücken, weil einige der Kaffees nur 60 US-Dollar pro Sack kosten. „Wir schreiben auf jeden Beutel Kaffee drauf, wo er herkommt, und der Inhalt hat zu 100 Prozent die gleiche Qualität“, sagt Doña Fatima.

Außerdem bewegt die transnationale Konkurrenz größere Mengen. Der deutsche Marktführer Tchibo setzt allein auf dem deutschen Markt gut eine Milliarde Euro um, Soppexcca erreicht insgesamt nicht einmal eine Million US-Dollar. Der Mengeneffekt bei Transport, Lagerung, Vermarktung und Rösterei verringert die Konkurrenzfähigkeit der selbstorganisierten Kleinbauern gegenüber den großen international operierenden Konzernen.

Soppexcca versucht deshalb auch den einheimischen Markt verstärkt zu bedienen. Doch der ist klein, denn auch wenn Nicaragua ein Land des Kaffees ist, so ist es kein Land voller wählerischer, kauffreudiger Kaffeekonsumenten. In den Supermärkten ist die Auswahl an löslichem Kaffee deutlich größer als bei gemahlenem Kaffee oder ganzen Bohnen. Hochwertige Produkte sind nur vereinzelt im Sortiment.

Manuel Fandiño, der sich selbst als Kaffeefeinschmecker bezeichnet, erzählt bei diesem Thema gerne die Geschichte von den Kaffeebauern, denen verschiedene Kaffees zum probieren gegeben wurden – ein exzellenter, preisgekrönter Kaffee und ein drittklassiger Kaffee. Die Bauern überzeugte der preisgekrönte Kaffee nicht, sie fanden den anderen besser. Mit diesem Kaffee sind sie aufgewachsen, sagt Fandiño: „Wir konsumieren in Nicaragua den Müll der Exportproduktion.“

## 11. Kakao: Die Freunde von Rittersport

Kakao ist schleimig. Wenn die frisch geernteten Kakaobohnen im Zentrum der Kooperative in El Hormiguero ankommen, sind sie noch umhüllt von ihrem Mantel aus süßem Fruchtfleisch. Mandelgroße Bohnen in weißem Schleim. Felix Vargas schüttet die Kakaofrüchte aus den Plastiksäcken, in denen sie angeliefert wurden, in flache, breite Holzkisten, die er mit Bananenblättern ausgekleidet hat. Die Hefe aus den Blättern treibt die Fermentierung an. „Wir müssen genau die Temperatur messen“, sagt Don Felix. Gut eine Woche fermentieren die Bohnen im eigenen Fruchtfleisch. Die Temperatur in der Kiste steigt, das Fruchtfleisch verschwindet. „35 Grad, 40 Grad, steigt die Temperatur über 45 Grad kommen die Bohnen raus.“

Als Nächstes packt er die Bohnen zum Trocknen in eine Art Treibhaus. Alle 30 Minuten mischt er die Bohnen durch, damit sie gleichmäßig trocknen. Auf dem Kopf hat er eine blaue Mütze mit der Aufschrift „Rittersport Amigos“. Der deutsche Schokoladenhersteller ist der Abnehmer der Kakaobohnen. Die Kooperative in El Hormiguero gehört zu einem Projekt, bei dem der deutsche Schokoladenhersteller mit den Entwicklungsorganisationen DED (Deutscher Entwicklungsdienst) und GTZ (Gesellschaft für technische Zusammenarbeit) zusammenarbeitet. Fast 20.000 Euro wurden

in den Aufbau der Kakao-Kooperative investiert, die am Rande des Biosphärenreservats Bosawas liegt – einem einzigartigen Ökosystem, Zentralamerikas größtem Regenwald. Damit soll eine langfristige Lieferbeziehung entstehen, die Armut vermindert, die Natur schont und gute Schokolade produziert.

Der Leiter der Kooperative, Eloy Soza, ist stolz auf die gute Qualität des Kakaos. Rittersport sei zufrieden mit dem Kakao aus El Hormiguero und zahle sogar mehr als den Weltmarktpreis: 131 US-Dollar für einen Sack, umgerechnet fast einen Euro pro Pfund. Mehr als 70 Cent davon gehen direkt an die Produzenten, mit dem Rest finanziert die Kooperative die Verarbeitung, den Transport und sichert das Risiko ab.

Die Kooperative läuft seit knapp einem Jahr, die meisten der Kleinbauern stellen nun ihre Plantagen auf organische Produktion um, der Schutz der Natur ist für die Kooperative wichtig – allein schon, weil viele Flüsse ihre Quellen dort haben und die Felder der Bauern bewässern. „Wenn wir das Naturreservat nicht schützen, dann verlieren wir das Wasser. Und ohne das Wasser haben wir hier nichts mehr.“ Trotzdem hat Eloy Soza seine Zweifel: „Wer kontrolliert die internationalen Märkte? Und bis wann lassen die Märkte Gewinnspannen zu, die zum Schutz der Umwelt beitragen?“ Deswegen will die Kooperative sich daran beteiligen, dass Bosawas auch zu einer Marke für Produkte aus der Region wird: „Ich fände es super, wenn der Konsument wüsste, woher das Produkt kommt, das er kauft. Und wenn er wüsste, dass er, wenn er einen fairen Preis bezahlt, auch dazu beitragen kann, die Biosphäre zu erhalten.“

### **11.1 Kakaoernte – kleine Portionen das ganze Jahr**

Die langfristige Perspektive ermuntert die Kleinbauern in der Kooperative einzusteigen: Agustín Cano hat auf knapp 2 Hektar Kakaobäume gepflanzt. Vor zwei Jahren hat er das Feld in Sichtweite seines Haus angelegt. Noch sind die Pflanzen klein, aber in einem Jahr hofft er auf die erste Ernte: „Das ist gute Arbeit, da kann man viel von profitieren.“ Bisher hat er Reis, Mais und Bohnen angebaut. „Aber davon hat man nicht viel, das reicht gerade mal für die eigenen Mahlzeiten.“

Mit seiner Frau und seinen 4 Kindern wohnt er in einem einfachen Holzhaus. Zwei Zimmer auf Stelzen, eine halbe Stunde Fußmarsch von der nächsten Straße entfernt. Unten gibt es Platz für Tiere, ein paar Hühner picken im Staub auf der Suche nach heruntergefallenen Maiskörnern. „Unser größtes Problem ist die Trockenheit, die uns gerade ärgert, wenn das so weiter geht, dann könnten sogar ein paar Bäume vertrocknen.“



Für den Kakaobauern ist einer der größten Vorteile, dass er nicht auf ein bis zwei Ernten im Jahr warten muss, sondern permanent ernten kann: „Der Kakao trägt monatlich Früchte, keine großen Mengen, aber etwas.“ Die Felder mit Mais und Bohnen folgen einem anderen Erntezyklus, sie geben große Mengen, aber maximal dreimal im Jahr. Und wenn die Trockenheit oder eine Plage diese Ernte zerstört, dann ist die Investition in die Aussaat verloren. Kakao anzubauen sei auch nicht so teuer, man müsse sich nur gut um die Pflanzen kümmern: „Wenn es gut läuft, dann muss ich auch nichts anderes mehr anbauen, dann konzentriere ich mich auf den Kakao.“

Und Don Felix braucht dann wahrscheinlich bald Unterstützung im Zentrum der Kooperative: „Wenn viel Kakao reinkommt, renne ich die ganze Zeit hin und her.“ Er wühlt in einer der Trockenkisten. In der Sonne verändert der Kakao noch mal sein Aroma, erläutert er und beißt auf eine Kakaobohne: „Lecker, nicht zu bitter. Der ist gut.“

## 12. Andere Ideen: zum Beispiel ätherische Öle

So wie die einzelne Familie gut beraten ist, die Finca nicht nur auf ein Produkt auszurichten, so glaube ich, ist auch Nicaragua gut beraten viele verschiedene Ideen zu entwickeln. Immer wieder haben mir die Menschen in Nicaragua von dem Potenzial vorgeschwärmt, das es in der nachhaltigen Holzproduktion gibt, ich habe spannende Ökotourismus-Projekte besucht, aber eine Idee fand ich besonders spannend: ätherische Öle aus dem Urwald.

In alten Rum- und Pepsiflaschen lagern die Essenzen. Mitten im Raum steht ein einzelner alter Kleiderschrank, gefüllt mit rund 50 Flaschen: Ätherische Öle, die aus den Pfefferpflanzen gewonnen wurden, die in der Gegend wachsen und jetzt von 40 Kleinbauern angebaut werden. Auch mit anderen Pflanzen wie Rote-Beete-Wurzeln haben sie schon experimentiert. „Wir versuchen die natürlichen Ressourcen der Region zu nutzen“, sagt der Leiter der Kooperative, Eloy Soza. Die goldenen, dickflüssigen Öle entfalten sofort einen milden Duft, wenn die Flaschen geöffnet werden. Solche Essenzen werden in der Herstellung von Putzmitteln und Seife gebraucht – und für feine Parfums und Kosmetik. Auch für einige Medikamente wird das Öl verwendet. Bisher stellt noch niemand in Nicaragua solche Essenzen her.

„Unser größtes Problem ist der Zugang zu der richtigen Technologie“, sagt Soza. Im Moment arbeiten sie nach dem Motto: Try and error. In der ansonsten fast leeren Lagerhalle der Kooperative steht die Destillieranlage: eine große Tonne mit Rohren und Druckanzeigern. Draußen steht eine Brennanlage die den Wasserdampf produziert. Der Dampf wird durch die mit Blättern der Pfeffersträucher gefüllte Tonne gepresst. Dann geht er durch



dünne Röhren, die Temperatur sinkt, das Öl setzt sich ab und kann vom Wasser wieder getrennt werden. Aus 80 Kilogramm Blättern, die in die Tonne passen, werden 200 Milliliter des ätherischen Öls – ein kleines Bierglas voll.

Das Projekt ist zwar noch nicht marktreif. Vor allem an der Destilliertechnik muss noch geschraubt werden, damit sich das Verfahren lohnt. „Im Moment können wir vom Preis noch nicht konkurrieren mit importierten Produkten“, erläutert Soza: Mehr als 200 Euro kostet derzeit die Herstellung von einem Liter des Öls, doch der Marktpreis liegt nur bei rund 60 Euro pro Liter. Das meiste geht für den Dieseltreibstoff drauf, um den Brenner zu betreiben. Doch die Qualität ist hervorragend, das hat Eloy Soza sich von Laboren und potenziellen Abnehmern bestätigen lassen. Eine französische Firma, die in Nicaragua produziert, ist interessiert an den Ölen – vor allem wenn die Kooperative ein Ökozertifikat hat: „Wir schätzen, dass wir Anfang kommenden Jahres richtig loslegen können.“

### **13. Wirtschaftsmodell Weggehen – Frauen nach Europa, Männer aufs Feld**

„Das Ticket habe ich noch als Erinnerung, es wird mich das Haus kosten“, sagt Doña Sofia (Name geändert). Sie ist Ende 30 und hat ein strahlendes Lachen. Sie lacht auch, wenn sie Dinge erzählt, die sie nicht lustig findet. Und manchmal weint sie kurz darauf. Sofia hat versucht, was viele Frauen im Norden von Nicaragua machen: Sie ging zum Arbeiten nach Spanien. Einen Monat hat sie es dort ausgehalten, jetzt ist sie wieder in der kleinen Stadt im Norden von Nicaragua.

„Hier gibt es kaum Arbeit, und das bisschen, was sie bezahlen, das reicht nicht. Das sind vielleicht 100 Dollar im Monat.“ In Spanien – so war ihr Traum – würde sie das Zehnfache verdienen, könnte Geld an ihren Mann und die beiden Töchter schicken.

Im Norden Spaniens angekommen traf Sofia ihre Schwägerin, die dort schon ein Zimmer hatte. „Am nächsten Tag hat sie mir gesagt, dass es im Moment keine Arbeit gibt.“ Die Schwägerin schlug ihr vor, sich zu prostituieren. „Ich habe gesagt das kann ich nicht machen, ich bin verheiratet.“ Die Schwägerin habe geantwortet, man müsse sich den Lebensunterhalt eben verdienen. Die meisten der Frauen aus Nicaragua, die in Spanien arbeiten, prostituieren sich nachts, sagt Sofia. „Zumindest die, die ich getroffen habe.“

Sofia hat doch eine andere Arbeit gefunden. Sie hat als Altenpflegerin gearbeitet. Sie wohnte im Appartement des Mannes, den sie betreute. Monatslohn 900 Euro. „Und dann wollte er mich auch für Sex bezahlen“, sagt

sie. Als sie abgelehnt habe, habe er gedroht sie abschieben zu lassen. Da ist sie gegangen. „Ich hatte aber nicht den ganzen Monat gearbeitet, darum hat er mich dann auch nicht bezahlt.“ Angezeigt hat sie den Mann nicht. „Du kannst nicht zur Polizei gehen, weil du ja illegal da bist.“

Anders als geplant, hat sie den Rückflug auf ihrem Ticket nach einem Monat genutzt. „Ich habe mich nicht missbrauchen lassen“, sagt sie. Als sie wieder in Nicaragua war, hatte sie Depressionen. Ihrem Mann hat sie erzählt, was passiert ist. Ihren Nachbarinnen erzählt sie die Geschichte aber nicht.

Den Trip hat eine Frau aus ihrer Heimatstadt organisiert, die habe schon mehrere hundert Frauen nach Europa geschickt. Eine Schlepperin? „Hier sagt man Tramitadora“, antwortet Sofia. Tramitadora bedeutet so viel wie Vermittlerin, es klingt sehr amtlich. „Wenn man diesen Vertrag macht, dann überlässt man ihr den Besitztitel vom Haus bei einem Anwalt“, erläutert Sofia. Auch sie hat diesen Vertrag unterschrieben. Der Preis für den Trip: 4.000 US-Dollar. Knapp die Hälfte hat sie bereits gezahlt. „Sie hat mir gesagt ich soll noch mal fliegen, damit ich den Rest bezahlen kann.“ Doch sie wird nicht noch einmal gehen. Ihr Mann hat einen Job. Von dem Gehalt zwacken sie jeden Monat 100 US-Dollar ab, um die Schulden zu bezahlen.

### 13.1 Die Kinder der Migranten

„Meine Mutter ist eine tolle Mutter.“ Aber sie ist nicht da. Fatima Yamali und vier ihrer acht Geschwister leben alleine in Somoto, ihre Mutter arbeitet in Costa Rica. Alle sechs Monate kommt die Mutter sie besuchen. Fatima ist 20 Jahre alt, kümmert sich um die kleineren Geschwister in Nicaragua. Ab und zu bittet sie ihre Mutter doch wieder nach Hause zu kommen, aber dann kommt das Argument, das so viele Menschen in die Migration treibt – und sie dort auch hält: In Nicaragua würde die Mutter, falls sie eine Arbeit findet, etwa 50 US-Dollar verdienen, in Costa Rica bekommt sie 480 US-Dollar, und kann in einem zweiten Job noch etwas dazu verdienen. „Ich glaube nicht, dass uns das viel weiter bringt. Das ist nicht genug, um reich zu werden, aber es reicht eben, um uns zu ernähren“, sagt Fatima. Die Kinder können die Schule besuchen, Fatima kann zum Boxen und zum Tanzen gehen.

Die junge Frau spricht schnell und lacht viel. Ihre lockigen, dunklen Haare hat sie mit einem Tuch zusammen gebunden. Abends moderiert sie eine Sendung im lokalen Radio, zusammen mit einer Freundin geht es dann um Musik und den neusten Dorfklatsch – Besucher und Anrufer sind jederzeit willkommen. Ein Fan hat an die Wand des Radios geschrieben: „Fatima Yamaly Sierra – meine Liebe!“ Manchmal geht es im Radio auch um das Thema Migration, dann warnt Fatima ihre jungen Hörer: „Wer noch zur

Schule geht, sollte auf keinen Fall auswandern, den Rückstand holt man nicht wieder auf.“

Mit 17 Jahren hat Fatima auch eine Zeit in Costa Rica bei ihrer Mutter gelebt. Der nationale Werbeslogan von Nicaraguas reichem Nachbarn: „Pura Vida“, das pure Leben. „Aber es ist nicht das pralle Leben dort, ich habe mich nicht wohl gefühlt“, sagt Fatima. Wegen ihres Akzents und wegen ihrer dunkleren Hautfarbe sei sie häufig verspottet worden. Sie arbeitete als Kindermädchen und als Kellnerin in einer Pizzeria.

In Costa Rica ist ihr vor allem klar geworden, wie hart ihre Mutter arbeitet, um Geld an ihre Kinder zu schicken. „Meine Mutter ist Zimmermädchen in einem Hotel, das ist schon anstrengend. Außerdem arbeitet sie als Masseurin. Sie hat sich immer geopfert, um uns Geld zu schicken. Aber manchmal haben wir gar nicht gemerkt, woher das Geld kommt. Da steckt viel Schweiß in dem Geld.“ Ihre Mutter hatte keinen freien Tag: „Ich bewundere meine Mutter sehr. Sie hat uns nie im Stich gelassen.“

### 13.2 Die Männer auf den Feldern

Die Männer in Nicaragua gehen in der Regel nicht nach Europa sondern in die Nachbarländer. Besonders, wenn auf den Äckern in Nicaragua nichts zu ernten ist, ziehen die Männer los, um auf den Feldern der Nachbarn Geld zu verdienen. In Costa Rica, Honduras oder El Salvador suchen sie sich Jobs als Tagelöhner, einige auf Baustellen, aber die meisten ernten Melonen, Bananen oder andere Früchte auf Plantagen. Vieles davon ist für den europäischen und US-amerikanischen Markt bestimmt. Vor allem wenn der Regen ausbleibt, versuchen viele Männer ihren Lebensunterhalt so zu verdienen.

Der Entwicklungsbeauftragte des Landkreises Totogalpa schätzt, dass bereits 10 Prozent der Menschen in der Region diesen Schritt gegangen sind. Darin sieht er jedoch auch eine Chance, denn viele schicken Geld. Einige gründen damit kleine Geschäfte, die meisten bauen Häuser.

Misael Senteno hat sich dagegen entschieden: „Ich hab drüber nachgedacht, als ich 18 war, in Costa Rica verdient man einfach besser. Hier gibt es viele gut ausgebildete Menschen, die keine Arbeit finden. Mittlerweile gibt es sogar Lehrer, die auf den Feldern in Costa Rica arbeiten.“ Misael ist in einem kleinen Dorf aufgewachsen, nach der Grundschule hat er angefangen seinem Vater auf dem Feld zu helfen. „Ich habe hart auf dem Feld gearbeitet, um unsere Familie zu ernähren.“ Fast überall auf dem Land in Nicaragua ist die weiterführende Schule eine Wochenendschule, weil die Kinder auf dem Hof helfen müssen.

Misael machte eine spezielle Ausbildung in einem Zentrum für alternative ländliche Bildung. Die Idee des Programms: Die Kinder, die ihren El-

tern auf dem Feld helfen, werden praxisnah in landwirtschaftlichen, ökologischen Anbaumethoden geschult. „Die Bildung ist ein Teil der Entwicklung auf dem Land“, sagt Rosaria Caceres, die Direktorin des Zentrums. Sie sollen in der Lage sein, ihre Situation in ihrer Gemeinde zu verbessern. „Wenn die Jugendlichen keine Perspektiven haben, dann gehen sie entweder als Tagelöhner nach Costa Rica oder sie schließen sich den Jugendbanden an.“ Die Ausbildung dauert drei Jahre und umfasst neben den technischen Themen – Bodenpflege, Pflanzenschutz, Umweltschutz, organische Produktion – auch Vermarktung und Verwaltung. „Die größte Herausforderung für die Jugendlichen ist, von der Arbeit auf ihrem Land leben zu können.“

Misael und einige andere Jugendliche haben sich zu einer Initiative zusammen geschlossen. „Asociación de jóvenes aspirantes a un mejor futuro“ und dieser Name ist ihr Programm: Verein von Jugendlichen, die nach einer besseren Zukunft streben. „Wir haben versucht, alternative Geschäftsmodelle zu finden“, sagt der 20-jährige Misael, er ist der Vorsitzende. Statt Mais und Bohnen, produzieren sie Honig, Kaffee, Paprika und Tomatensoße. Mittlerweile beschäftigen die Jugendlichen sogar ihre Eltern in drei kleinen Betrieben.

Misael konzentriert sich auf die Produktion von Honig. Ökologische Produktion, ein Gesundheitszertifikat und ein Strichcode, so können sie den Honig besser anbieten. „Wir haben eine Marke und alles, was man braucht. Wir produzieren sehr gute Qualität, die Beste in der Region.“ Allerdings müsste die Produktionsmenge bald steigen, denn im Moment übersteigt die Nachfrage deutlich ihre Kapazitäten: „Ein Supermarkt aus Managua wollte 1.000 Gläser Honig im Monat haben, aber das können wir noch nicht liefern.“ Von seinen Einnahmen finanziert Misael sich ein Wochenendstudium zum Agraringenieur. „Ich frag mich auch oft, was ohne diese Ausbildung gewesen wäre. Vielleicht würde ich mich jetzt als Tagelöhner mit der Machete verdingen.“

Nach seinem Abschluss will er aber keine Anstellung bei einer gut zahlenden Nichtregierungsorganisation. „Ich will, dass aus unserer kleinen Firma eine richtige Kooperative wird, mit der wir unsere Familien gut ernähren können. Wir sind 200 Produzenten, und wenn wir die Familien alle gut ernähren können, dann muss niemand weg gehen, um seine Arbeitskraft zu verkaufen, sondern sie können von ihrem eigenen Land leben.“

## 14. Landwirtschaft frisst Dschungel auf

Die Luft ist kühl und feucht, es ist als würde man über die Schwelle eines klimatisierten Hauses treten, dabei sind es nur wenige Schritte in den Urwald hinein. Ein paar Hektar Regenwald stehen noch zwischen den Feldern

und Viehweiden, wie eine Insel. Der Boden ist feucht, überall zirpt und raschelt es – oben in den Baumwipfeln klettern ein paar schwarze Affen, daneben sitzt ein Tucan und fünf Bäume weiter klettert ein grüner Papagei in den Zweigen umher.

Erst vor wenigen Monaten hat jemand wieder ein Stück dieses Waldes gerodet: umhauen, anzünden, anpflanzen. Mitten in dem Maisfeld, das dort nun entstanden ist, ragt noch ein Baumstumpf in den Himmel. Das verkohlte Skelett eines einst majestätischen Baumes.

Die „Frontera Agricola“, die Landwirtschaftsgrenze schiebt sich immer weiter in das Biosphärenreservat Bosawas. Die Felder und Weiden nähern sich immer weiter dem Kern des Schutzgebiets, einem Brennpunkt der Artenvielfalt. Einschließlich der Pufferzonen ist das Gebiet 20.000 Quadratkilometer groß – so groß wie Rheinland-Pfalz.

Zwischen 1999 und 2005 hat sich die Fläche an dichtem, ursprünglichem Regenwald einer Satelliten-Studie der GTZ zufolge um 5.000 Quadratkilometer verringert, 2.000 Quadratkilometer Wald gingen vollständig verloren.

Doch wann ist der gesamte Wald verloren? Die Optimisten sagen in 20 Jahren, vielleicht in 30 Jahren. Die Pessimisten geben dem Urwald noch 5 Jahre. Ein Mitarbeiter einer internationalen Organisation kommentiert die Versuche den Wald zu schützen so: „Wir fühlen uns manchmal wie Don Quijote, aber wir haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass wir noch einen Teil des Waldes retten können.“

Wie schnell der Urwald verschwunden ist, wird auch bei der Autofahrt von der Hauptstadt Managua nach Siuna deutlich: „Vor 30 Jahren war das alles hier Urwald, die Gegend gehörte den Indígenas“, sagt Carlos Cruz, der seit Jahren für die GTZ in dieser Gegend arbeitet. Nach gut anderthalb Stunden auf der Schotterpiste: „Vor zehn Jahren hat der dichte Urwald hier begonnen.“ Nach diesem Satz sitzen wir weitere zwei Stunden im Auto bis wir Siuna, eine Kreisstadt im Norden des Landes erreichen. In Siuna fängt der Urwald aber auch noch nicht an. Von Siuna bis zum ursprünglichen Urwald sind es noch knapp zehn Kilometer im Auto. Dann geht es nur noch zu Fuß weiter.

### **14.1 Die Bauern: Landwirtschaft in der Pufferzone**

Die Viehzüchter rund um Siuna betreiben eine extensive Tierhaltung. Jedes Rind hat ein bis zwei Hektar Platz auf der Weide. Auch bei Julio Pérez Flores hat jedes seiner 200 Rinder mehr als ein Fußballfeld zum Gras. Das Problem mit der Abholzung ist dem Bauern bewusst, deswegen will er bald 2 Kühe auf der gleichen Fläche halten. Aber dafür muss er auf seinem Hof

einiges umstellen: ein nahrhafteres Gras pflanzen, vielleicht ab und an Kraftfutter verwenden oder einen Häcksler anschaffen, um Futter für den Winter zu lagern. „Uns fehlen oft die Mittel für diese Veränderungen“, sagt Don Julio. „Wenn wir einen großen Kredit aufnehmen wollen, um etwas zu verändern, dann riskieren wir die gesamte Finca.“ Er hat 230 Hektar Land. Zwei Drittel davon nutzt er als Weidefläche, ein Drittel ist Wald, den er zum Schutz der Wasserquellen erhält, und ein paar kleine Felder mit Mais und Bohnen.

Auf seinem Hof gibt es weder fließendes Wasser noch Strom und wenn er seine Ernte oder die Tiere zum Markt bringen will, dann gibt es auch keine Straße. „Hier fehlen noch viele grundlegende Dinge“, sagt Don Julio. Eine Straße würde er sich wünschen, doch das Umweltministerium hat den Bau von Straßen verboten. Denn eine Straße würde den Zugang vereinfachen – für illegale Holzfäller, für Menschen, die seltene Tiere aus dem Gebiet schmuggeln wollen und für die „Colonos“, die Siedler, die in das Naturschutzgebiet ziehen, um dort Ackerbau und Viehzucht zu betreiben.

Auch Don Julios Nachbar, Paz Flores, wünscht sich eine geteerte Straße: „Das Umweltministerium will den Wald schützen, das ist ja in Ordnung, aber man muss auch die Interessen der Produzenten beachten.“ Er wohnt mit seiner Familie in einem Holzhaus am Ende der Schotterstraße von Siuna, weiter kommt man mit dem Wagen nicht. Wenn eines seiner sieben Kinder ins Krankenhaus nach Siuna muss, kostet das 10 Euro mit dem Taxi und dauert mehr als eine Stunde.

Gäbe es eine Straße, dann würden sie auch für den Transport ihrer Produkte zum Markt nur noch ein Zehntel zahlen, schätzt Don Paz. Doch seitdem die Preise für fast alle Produkte der Bauern gefallen sind, lohnt sich die Produktion kaum noch: „Wir produzieren wenig und die Preise sind zu niedrig, das sind unsere größten Herausforderungen.“ Der Rinder-Preis sei dramatisch gefallen, keine 100 Euro bekommt Paz für einen ein Jahr alten Jungbullen; der Sack Reis ist nur noch halb soviel wert wie vor einem Jahr. „Ein paar Kilometer asphaltierte Straße hierher wäre ja nicht schlimm. Die Leute hier würden auch darauf achten, dass niemand in die Reserva geht, der nicht dorthin gehört.“

#### **14.2 Colonos – die Siedler: Arme Bauern oder bezahlte Landbesetzer?**

Wer sind die Menschen, die in das Naturschutzgebiet eindringen und sich dort ohne Erlaubnis niederlassen? Für die einen sind es arme Menschen, die nach einer Lebensgrundlage suchen – nach Land, auf dem sie ihre Nahrungsmittel anbauen können. Für die anderen sind es bezahlte Handlanger, die für Spekulanten das Land „erobern“.

Die Menschen, die sich im Urwald niederlassen, gehören meistens zu armen Familien. Aber die „Invasionen“ erfolgen koordiniert und organisiert: Mitte Februar 2010 drangen rund 100 Familien in den Wald ein – gleichzeitig. Das Ziel der offensichtlich koordinierten Aktion ist vermutlich die Inbesitznahme des Landes. Die Familien machen dabei die Drecksarbeit für verschiedene Geschäftsleute. Bei den seltenen Kontrollgängen von Polizei und Militär wurden Markierungen für den späteren Verkauf des Landes an Bäumen gefunden – mit genauen Flächenangaben, nur der Preis fehlte noch. Die ersten drei bis vier Jahre ist der Boden hochproduktiv, wenn er ausgelaugt ist, dient er als Weidefläche für Rinder.

Auch wenn die Siedler dort eigentlich illegal wohnen, wenn die Familien lange genug auf dem Land leben und es bewirtschaften, dann erlangen sie Stück für Stück das Recht auf das Land – bereits nach 6 Monaten haben sie die ersten Rechte erworben. Hinzu kommt, dass die Besitzrechte oft nicht eindeutig geklärt sind: Es gibt viele verschiedene Besitzurkunden für Land in Nicaragua – zum Beispiel Ansprüche von der Landreform unter den Sandinisten zu Beginn der 80er Jahre, von der Demobilisierung nach dem Bürgerkrieg zehn Jahre später und die Besitzansprüche der indigenen Völker. Und bei der Vergabe von kommunalen Landtiteln im Kern des Biosphärenreservats wurden auch schon Vertreter der Gemeindeverwaltung erwischt – sogar mit dem Stempel der Gemeinde. Die Spekulanten versuchen Tatsachen zu schaffen, aus denen sie nachher Profit ziehen können.

Direkt mit den Siedlern zu sprechen ist leider nicht möglich, weil Besuche dort gefährlich sein können. Die Reporter vom Lokalradio der Universität gehen nur in Begleitung von bewaffneten Polizei- oder Militärpatrouillen in den Wald. Der Direktor des Radios, Ricardo Montoya Leal, sagt: „Wenn die Siedler das Gefühl haben, Du willst sie aus dem Wald vertreiben, oder Du hast irgendwas damit zu tun, dann lynchen sie Dich.“

Das Gebiet zu kontrollieren ist enorm schwierig: Der Kern des Reservats hat eine Fläche von 3.200 Quadratkilometern (etwa so groß wie die spanische Ferieninsel Mallorca) und mehr als 300 Kilometer Außengrenze. Die Grenze ist etwa so lang, wie die Grenze zwischen der Schweiz und Deutschland. Straßen gibt es nicht, die Grenzmarkierung ist ein Pfad, der aber nach ein paar Monate überwuchert und nach zwei Jahren vollkommen verschwunden ist. Entlang des Weges gibt es Grenzsteine, die könnten enger gesetzt werden, aber das ist teuer, weil die Steine mit Eseln dorthin gebracht werden müssen. Polizei und Militär sind nur mit wenig Personal in der Gegend. Genau wie das Umweltministerium: 14 Leute arbeiten vor Ort. Im Landkreis Siuna kontrolliert jeder der beiden Umweltschützer eine Gegend fast so groß wie der Staat Luxemburg. Alberto Mercado von der BOSA-WAS-Umweltschutzbehörde: „Das Problem ist, dass es in Nicaragua nicht



die Mittel gibt, um das Reservat zu schützen.“ Außerdem müsse auch auf die sozialen Aspekte geachtet werden. Denn auch wenn unter den illegalen Siedlern teilweise wohlhabende Viehzüchter seien, gebe es auch enorm arme Menschen darunter: „Wir können eine arme Familie ja nicht einfach von ihren 40 Hektar Land vertreiben und auf die Straße setzen, wo sie dann verhungern. Da muss ein Plan her, der die sozialen Aspekte beachtet.“

### 14.3 Die Ureinwohner: Hüter des Waldes?

Eigentlich sind die einzigen legalen Bewohner des Kerngebietes von Bosawas die Indígenas. Sechs indigene Gemeinden liegen im Zentrum des Naturschutzgebietes. Gustavo Sebastián Lino ist der Präsident der indigenen Territorialregierung der Mayagna Sauni As: „Bosawas ist für uns sehr wichtig, weil wir – die Mayagna – die ersten Bewohner dieses Landes waren, aber wir wurden in den letzten Winkel verdrängt. Dort wo wir wohnen, das ist das große Haus unseres Volkes. Wir haben eine andere Vision, es ist das große Haus wo wir wohnen, wo unsere Traditionen leben, wo die Reste unserer Vorfahren sind. Es ist nicht einfach nur ein Ökosystem voller Artenvielfalt, das man ausbeuten kann. Für uns ist es mehr.“

Die sandinistische Regierung hat den indigenen Völkern gesetzlich Autonomie zugesichert, auch Besitztitel für das Land auf dem sie leben. In der Praxis haben sie es allerdings noch schwer: „Manchmal nimmt man uns Ernst, aber oft werden wir diskriminiert.“ Ein Konto bei der Bank können sie nicht als Volk eröffnen, sondern nur als privater Verein – entsprechend gehört das Geld auch nur den Vereinsmitgliedern und nicht dem Volk. „Wäre das Konto im Besitz der indigenen Regierung, würde das Geld auch unseren noch nicht geborenen Nachkommen gehören.“

Durch die Siedler, die immer tiefer in ihre Gebiete eindringen, fühlen sich die Mayagna bedroht: „Wir haben mit der Natur gelebt, wir haben sie geschützt, aber nun kommen die Siedler und zerstören die Natur in unseren Gebieten.“

Die GTZ unterstützt die indigenen Lokalregierungen darin, ihre Landrechte wahrzunehmen. Karin von Loebenstein, die Leiterin des Umweltprogramms der GTZ in Nicaragua, sieht in den indigenen Völkern einen wichtigen Akteur, wenn es um den Schutz von Bosawas geht: „Wir waren die Ersten, die dafür gesorgt haben, dass die indigenen Gemeinden ihre Landrechte verbrieft bekommen. Die haben einfach keinen Zugang zu Rechtsberatung und bei den Ministerien wurden sie oft auch nicht vorgelassen.“ Mittlerweile hat die GTZ eine Anwältin eingestellt, die die Gemeinden berät und dabei unterstützt, ihre Landrechte zu schützen. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, die rechtlichen Prozesse voranzutreiben, um die Siedler auf dem Land



der Mayagna umzusiedeln. Dazu durchstreift die Anwältin Blanca Molina mit Polizei oder Militär den Wald und nimmt die Fälle auf: Welche Landtitel haben die Familien? Wie lange sind sie schon dort? In welcher ökonomischen Situation sind sie? Diese Informationen reicht sie dann bei den entsprechenden Behörden ein. Doch die Landrechte der Indígenas werden oft nicht so ernst genommen wie die anderer Landbesitzer, sagt Blanca Molina: „Wenn das Land einem der großen Viehzüchter gehören würde, dann wären die Siedler schon längst von der Polizei vertrieben worden.“

Auch der Präsident der indigenen Gemeinde Mayagna Sauni As vertraut dem Staat nicht so richtig. Erstmals werde die Gemeinde warten, was die staatlichen Institutionen unternehmen, „aber, wenn es keine Lösung für die Invasion gibt, dann werden wir das Problem mit unseren eigenen Mitteln lösen und klar machen, dass wir auch Rechte haben; dass wir auch unsere Methoden der Selbstverteidigung haben. Die hatten wir immer.“ Die Gemeinde habe auch bereits einen Plan, um sich mit den eigenen Ressourcen zu bewaffnen und die Eindringlinge von ihrem Land zu vertreiben.

Nachtrag: Ende Mai 2010 wurden mehrere hundert Siedler von Militär und Polizei aus dem Biosphärenreservat vertrieben. Im Zusammenhang mit dieser Aktion wurden gegen die Indígenas und ihre Vertreter – auch Gustavo Sebastián Lino – Morddrohungen geäußert. Einige der Siedler lagern nun in einem Dorf am Rand des Naturschutzgebietes.

#### **14.4 Was kriegen die Indígenas für den Schutz des Waldes?**

Auch in der Diskussion um den globalen Klimawandel fühlen sich die indigenen Völker recht allein gelassen: Die indigene Gemeinde von Gustavo Sebastián Lino verwaltet 1.600 Quadratkilometer Urwald: „Wir exportieren – indem wir den Wald schützen – Sauerstoff an die Welt. Aber niemand gibt uns etwas dafür.“ Eine Anerkennung anderer Menschen für diese Arbeit sieht er deswegen nicht: „Wir haben Sauerstoff zur Verfügung gestellt, aber von den vielen Spenden und der internationalen Hilfe, die im Land ankommt, bekommen wir nichts.“

International gibt es zwar eine große Diskussion, wie der Gewinn aus dem Handel mit CO<sub>2</sub>-Zertifikaten bei den Menschen ankommt, die sich für die Sauerstoffproduktion einsetzen, sagt Karin von Loebenstein, „aber so richtig ausgereift sind die noch nicht.“ Der Kern des Problems ist, dass für den Handel kontrolliert und gemessen werden muss, wie viele Tonnen CO<sub>2</sub>-Emissionen kompensiert werden. Es muss berechnet werden, welchen Beitrag die Indígenas zum Klimaschutz leisten – wie viel Quadratmeter Wald sie jedes Jahr erhalten. „Für die 20.000 Quadratkilometer Ur-

wald, im Falle der Mayagna-Gemeinden, bräuchte man schon einiges an Monitoring-Kapazität“, sagt von Loebenstein: „Das ist der Pferdefuß an dem CO<sub>2</sub>-Handelssystem, aber wir arbeiten daran, so ein System für Nicaragua zu entwickeln.“

Die GTZ ist eine der wenigen internationalen Organisationen, die direkt mit den Indígenas arbeitet: Das meiste Geld, das in der Gemeinde ankommt, sagt Gustavo Sebastián Lino, sei vorher durch die Hände von mehreren Mittlerorganisationen gegangen. Dabei haben die Indígenas Hilfe dringend nötig: Wegen der Dürre und der Wirbelstürme, gebe es immer wieder auch Hungersnöte in der Gemeinde. Bessere Schulen und die Möglichkeit, die eigene Entwicklung selbst zu steuern, stehen oben auf der Wunschliste des Indígena-Präsidenten.

Aber viele Gesetze sind ohne die Zustimmung der Indígenas beschlossen worden. Bosawas wurde als Naturschutzreservat gegründet, nicht als indigenes Gebiet: „Wir bringen kein Stück Holz aus der Reserva raus. Das Umweltministerium verbietet uns das. Entsprechend sind wir auch nicht die Besitzer des Waldes“, sagt Sebastián Lino. „Diese Gesetze wurden ohne uns gemacht und jetzt sieht man in uns ein Instrument.“

#### **14.5 Deutsche Entwicklungshilfe in der Pufferzone**

Auch die deutsche Entwicklungspolitik setzt große Hoffnung in die Stärkung der indigenen Gemeinderegierung. Die GTZ arbeitet seit den 90er Jahren in Bosawas: „Unser Ziel ist, dass wir den Schutz des Biosphärenreservates unterstützen und gleichzeitig die Lebensbedingungen der Leute verbessern wollen“, sagt die GTZ-Programmlinierin Karin von Loebenstein. Für den Agrarexperten Manuel Fandiño hat die Entwicklungsorganisation aus Eschborn in Hessen dort allerdings die Rolle des Staates übernommen. Und Alberto Mercado, der Koordinator der Umweltschutzbehörde für Bosawas, nennt die GTZ die „Mutter von Bosawas“: „Die GTZ hat uns geholfen unsere Institution zu stärken.“ Trotzdem habe der Staat in Nicaragua nicht die Kapazität die Biosphäre zu schützen. Für von Loebenstein hat die GTZ zwar nicht die Rolle des Staates übernommen, aber: „Unser Büro haben wir in Siuna auf dem Gelände der Naturschutzbehörde, wir sind da nah dran und machen das auch bewusst, dass wir mit dem Staat zusammenarbeiten.“ Sie sieht die Rolle der deutschen Organisationen darin, zwischen der Naturschutzbehörde, den Indigenen und den Produzenten vor Ort zu vermitteln.

Deshalb arbeitet die GTZ auch auf diesen drei Feldern: Sie versucht die Kapazitäten der Naturschutzbehörde den Wald zu schützen, zu stärken; gleichzeitig werden auch die indigenen Organisationen gefördert und mit

den Produzenten arbeitet die GTZ an nachhaltigen Produktionssystemen. „Wir müssen Alternativen für Landnutzung in der Region bieten“, sagt von Loebenstein: „Wir müssen versuchen, dass es für die armen Familien und die Produzenten in der Region nicht attraktiv ist, das Land einfach auszubeuten und ausgelaugt an die nächste Generation weiterzugeben.“ Verschiedene Kooperativen werden darin unterstützt, ihre Rinder etwas intensiver zu halten – zum Beispiel mit besserem Weidegras, Kraftfutter in der Trockenzeit und mehr Bäumen auf der Weide. Außerdem unterstützen die deutschen Entwicklungshelfer die Vermarktung der Produkte. Aber kann der Fortschritt der Zerstörung damit gestoppt werden? „Ich glaube, wir können froh sein, wenn wir ihn verlangsamen können, der Druck ist so groß, das ist schon schwierig das zu stoppen“, sagt von Loebenstein.

#### **14.6 Tanzt das Geld nur um Bosawas herum?**

Deswegen wünscht sich Alberto Mercado vom Umweltministerium, dass die GTZ nicht nur mit technischer Hilfe unterstützt, sondern stärker investiert: „Mir wäre es lieber, wenn es auch materielle Hilfe für die Menschen gäbe.“ Denn anders sei es nicht möglich, die Menschen davon abzuhalten, sich im Urwald niederzulassen. 2003 untersuchte die Regierung, wie viel internationale Hilfe in die Gegend fließt und fand mehr als 40 Millionen Euro. „Aber das Geld tanzt nur um die Reserva herum, und kommt nicht da an, wo es eigentlich gebraucht wird“, kritisiert Alberto Mercado. Zwei Jahre später sei die Studie auf knapp 25 Millionen Euro gekommen: in technischer Unterstützung und kurzfristigen Kleinprojekten. Die Regierung wünsche sich deswegen eine Neuorientierung: Mehr direkte Hilfen für die Menschen, damit diese nicht die Notwendigkeit haben, ihre Lebensgrundlage im Abbrennen des Waldes zu suchen. „Die Armut verschärft sich weiter und damit leidet auch der Wald.“

Im Prinzip sieht das auch die GTZ-Expertin von Loebenstein so, allerdings sieht sie die Verantwortung dafür bei der nicaraguanischen Regierung – und nicht bei der deutschen: „Für diese Grenzflächen muss der Staat Nicaragua vernünftige Entwicklungspläne hinlegen.“ Aber das kann der Staat mit seinen Mitteln im Moment nicht.

#### **15. Was ist eigentlich aus dem Sandinismus geworden?**

1979 kamen die Sandinisten mit der Revolution an die Macht. Nach dem Sturz der Diktator-Familie Somoza wollten sie einen demokratischen, sozialistischen Staat aufbauen. Zu den Zielen der Revolutionäre gehörten eine

Grundversorgung für die Armen, die Umverteilung des Landbesitzes und Bildung für alle. Doch durch den rund 10 Jahre dauernden Bürgerkrieg mit den „Contras“, den von den USA unterstützten rechten Guerilla-Gruppen, wurde das Land gespalten, die Wirtschaft brach zusammen und das politische Projekt der Sandinisten scheiterte. 1990 wurden sie demokratisch abgewählt. Eine Reihe konservativer Regierungen übernahm die Macht. Mit den Wahlen 2006 übernahm die FSLN (Frente Sandinista de Liberación Nacional) erneut die Regierung: Der nicaraguanische Staat ist mittlerweile wieder fast vollkommen in der Hand der Sandinisten – oder besser gesagt in der Hand von Daniel Ortegas Version des Sandinismus. Viele sprechen von Ortegismus. Und das meint vor allem die Verquickung von Partei-, Regierungs- und Familieninteressen mit dem Ziel des Machterhalts. Die Sandinisten sind nicht nur eine Partei, sondern mittlerweile ein machtvolles Wirtschaftskonglomerat. Viele der Revolutionsgefährten von Ortega haben sich von ihm abgewandt, weil er die Ziele und Ideale des Sandinismus verraten habe – darunter Sergio Ramirez, Ernesto Cardenal und Gioconda Belli. Einige der von Ortega enttäuschten Revolutionäre gründeten die Bewegung zur Erneuerung des Sandinismus (Movimiento de Renovación Sandinista, MRS) – eine Oppositionspartei, die Ortega nun versucht mit fast allen Mitteln zu unterdrücken – mit Korruptionsanschuldigungen, Gerichtsverfahren und teilweise auch mit Gewalt.

Auch die Presse versucht er zu kontrollieren: „Es gibt viele Einschüchterungen, einige Medien zensieren sich deswegen selbst, andere sind geschlossen worden. Die Pressefreiheit ist definitiv bedroht“, sagt Carlos Fernando Chamorro, der nach der Revolution für die Sandinisten eine Zeitung leitete und nun das bekannteste Nachrichtenmagazin des Landes produziert. Um ihre Berichte zu unterdrücken wurden er und sein Team des Drogenschmuggels angeklagt, diffamiert und zuletzt wurde der Sender bei dem Chamorro seine Sendung ausstrahlte mit Geld aus Venezuela gekauft. Chamorro musste den Sender wechseln, weil er sich mehrfach kritisch gegen die Regierung geäußert hatte und unter anderem Korruption und Wahlfälschungen aufdeckte.

„Es ist ein Widerspruch, dass diese Regierung, die sich als links bezeichnet – und deswegen für die Beteiligung der Bürger sein sollte – so intolerant mit der Kritik der Presse umgeht. Das ist keine linke Regierung, das ist eine Regierung, mit einer autoritären Tendenz.“

Rhetorisch stellt sich Ortega an die Seite der armen Menschen, der Menschen auf dem Land. Für die Energieversorgung arbeitet Ortega eng mit Venezuela zusammen. Seitdem fällt in San Juan Limay der Strom nicht mehr so oft aus. Doch dafür häuft das Land bei seinem politischen Verbündeten Schulden an.

Die Regierung hat – oft mit Geld aus Venezuela – auch einige Hilfsprogramme aufgelegt. Das prominenteste ist „Hambre Zero“ (Null Hunger), der Staat verteilt Saatgut, eine Kuh, ein Schwein und ein paar Hühner an arme Menschen auf dem Land. Doch in vielen Gesprächen wurde mir deutlich gemacht, dass die Verteilung staatlicher Leistungen sich wenig an der Bedürftigkeit orientiert. Das wichtigste Kriterium ist die Zugehörigkeit zur sandinistischen Partei, oft werden die Hilfen auch über Strukturen verteilt, die parallel zum Staat aufgebaut werden – von der Partei mit Geld von Hugo Chavez. Doch die vielen Entwicklungsexperten beklagen, dass die Regierung keine Vision, keinen Plan habe, wie das Land aus der Armut kommen könnte. Statt langfristig etwas aufzubauen, werde kurzfristig Hilfe verteilt.

„Wenigstens übergeben sie die Hälfte.“ Dieser Satz, den mir ein junger Landwirt gesagt hat, fasst wohl ganz gut zusammen, was die sandinistische Regierung unter Daniel Ortega für die Menschen auf dem Land bedeutet: So richtig kümmern sie sich nicht um das Wohl der Menschen, aber sie tun immerhin etwas. In vielen Dörfern gibt es endlich eine Straße. Und deswegen ergänzte der junge Mann: „Diese Regierung ist die beste Regierung für uns Menschen auf dem Land.“

Gemeint war im Gegensatz zu den liberalen Regierungen unter der direkten oder indirekten Führung von Ex-Präsident Arnoldo Alemán. Der von Transparency International auf der Liste der zehn korruptesten Staatschefs geführt wurde. Doch mit Alemán hat sich Ortega verbündet, „el pacto“ regelt die Machtverteilung zwischen den beiden Parteien, die Verteilung von Posten und politische Gefälligkeiten. Nur so konnte Ortega überhaupt wieder ins Präsidentenamt kommen, denn dazu musste der Stimmenanteil gesenkt werden, der nötig war, um die Wahl mit 38 Prozent zu gewinnen.

## 16. Danke!

Ich habe die Freiheit dieses Stipendiums genossen. Ich konnte ein Land und seine Menschen kennen lernen, interessante Spuren und spannende Geschichten verfolgen. Deswegen möchte ich mich bei der Heinz-Kühn-Stiftung bedanken, besonders bei Ute Maria Kilian für ihre inspirierende Unterstützung, ihren Rat und ihre Geduld.

Mayra Sirias möchte ich Danke dafür sagen, weil sie mich herzlich aufgenommen hat. Und dafür, dass sie für die Rechte der Frauen in Nicaragua kämpft und sich nicht unterkriegen lässt.

Vielen Dank: Ellen Krumstroh von Terre des Hommes für eine gute Einführung und viele gute Hinweise; Oscar und Gilberto von La Cuculmeca, dafür, dass sie mir geduldig erklärt haben, wie der Kaffee geerntet wird

und mich als Sozius auf den Schotterpisten mitgenommen haben; Jürgen Schmitz von der Welthungerhilfe; Jagwood; Carlos Chamorro; der GTZ für die großzügige logistische Unterstützung und den Zugang zu vielen Gesprächspartnern und Informationen; den vielen Menschen, die mir ihre Geschichte erzählt haben. Und meiner Frau Nini für ihre Unterstützung und ihre wertvollen Anregungen.